
Liturgie als Theophanie

von Prof. Dr. Klaus Gamber

Es gehört mit zur Tragik unseres menschlichen Daseins, daß wir wohl die Werke Gottes in der Schöpfung sehen und somit etwas von seiner Größe und Schönheit erahnen können; doch schauen können wir ihn nicht. Unser Beten ist daher oft ein scheinbarer Ruf ins Leere. Es kommt keine Antwort von drüben, jedenfalls nicht in der Weise, wie wir uns das wünschen.

Dies macht alles so schwer. Und doch spüren wir, daß uns Gott immer wieder nahe ist; daß er uns immer wieder berührt; daß er da ist - für uns da ist; daß er unser Leben lenkt.

Dem religiösen Menschen geht es wie einst Moses. Er hatte auf dem Berg Sinai Tage hindurch mit Gott geredet, „wie ein Mann mit seinem Freund zu reden pflegt“ (Ex 33,11), und von ihm schließlich die Tafeln mit dem Gesetz erhalten. Von Angesicht zu Angesicht aber sah er ihn nie. Da bat Moses den Herrn, ihn wenigstens ein einziges Mal schauen zu dürfen:

Da antwortet Gott: „Du kannst mein Angesicht nicht sehen. Kein Mensch sieht mich und bleibt am Leben.“ Doch dann stellte er Moses in einen Felsenspalt und sprach zu ihm: „Wenn meine Herrlichkeit (nun) vorübergeht, ... werde ich (deine Augen) mit meiner Rechten bedecken, bis ich vorübergegangen bin. Und dann will ich meine Hand wegtun und du wirst mich sehen, (aber nur) von rückwärts. Mein Angesicht aber wirst du nicht schauen können“ (Ex 33, 18-23).

„Zeige mir deine Herrlichkeit!“

„Kein Mensch sieht mich und bleibt am Leben.“ Auch Johannes, der verbannt auf der Insel Patmos den Himmel offen sah, konnte nur den Thron Gottes sehen, ihn selbst jedoch nicht. Er sah „etwas wie Jaspis und Sardisstein“ (Apk 4,2), „also etwas ganz Unwirkliches, etwas Überwirkliches“ (J. Tyciak).

Für uns Menschen gilt: wir werden Gott erst dann „von Angesicht zu Angesicht“ schauen können, wenn wir dereinst die Hülle unseres Leibes abgelegt haben und unsere irdischen Augen erloschen sind. Erst dann werden wir ihm gegenüberreten - in unserer ganzen Armseligkeit; doch

auch wieder in dem Bewußtsein, daß dieser große, allmächtige und gerechte Gott uns unendlich liebt.

Dennoch: das Verlangen nach einer Gottesschau, einer Theophanie (Gotteserscheinung) schon in diesem Leben ist zutiefst in die Herzen der Menschen eingegraben. Vielleicht ist es ein Sicherinnern an die Zeit vor unserer Empfängnis und Geburt, als die Seele aus der Hand des Schöpfers hervorging.

Wenn nun auch Gott zu schauen hier auf Erden nicht möglich ist, so erwartet der Mensch, der am Sonntag in die Kirche kommt (vorausgesetzt es handelt sich um einen religiösen Menschen) doch eine Begegnung mit Gott, so wie sie Moses auf dem Berg Sinai widerfuhr, wenn auch in bescheidenerem Maße. Und ist dies nicht auch eine der wenigen Stunden, in der er dem, was ihn täglich umgibt, der erdrückenden Fülle von Alltagsbanalität entfliehen kann, um einer anderen, der jenseitigen Welt - dem „Heiligen“ - zu begegnen?

Dies hat letztlich auch der Agnostiker Karl Marx gespürt, wenn er in seiner „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ (MEW I 378) die Religion den „Seufzer der bedrängten Kreatur“ nennt. Und weiter bezeichnet Marx die Religion als „das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.“

Marx, dessen Wort oft falsch verstanden bzw. unvollständig zitiert wird, war der Ansicht, persönlich ohne das „Opium“ der Religion auskommen zu können, also ohne die Kraft und die Tröstung, die von ihr auf die Menschen übergeht. Was er dabei allgemein von der Religion sagt, gilt in besonderem Maße von deren Ausübung im Kult. Schlägt doch hier das Herz jeder Religion.

Wir erlebten es etwa 70 Jahre in der Sowjetunion. Trotz mancher Behinderung lebte hier der Glaube weiter und - was das Erstaunliche ist - fast ausschließlich durch die Feier der Liturgie; durch die Schönheit, also das „Opium“ des Kultes.

Wäre dies auch bei uns möglich, mit unseren Gottesdiensten, wenn die Kirche in eine ähnliche Lage käme?

Viele empfinden unseren Gottesdienst heute als öd und langweilig. So mancher geht nur in die Kirche, weil es vorgeschrieben ist, weil es eben zum Sonntag gehört; doch sicher viele auch, weil sie etwas erwarten. Häufig hört man Klagen vonseiten der Gläubigen, man ginge nicht selten unbefriedigt nach Hause; es wäre letztlich nichts geschehen. Kardinal Ratzinger spricht sogar vom „Frösteln, das einem die glanzlos gewordene nachkonziliare Liturgie einjagt, oder vielmehr die Langeweile, die sie mit ihrer Lust am Banalen wie mit ihrer künstlerischen Anspruchslosigkeit auslöst“ (Das Fest des Glaubens²1981, S. 88).

Viele empfinden den Gottesdienst wie eine weltliche Versammlung, in der ja auch vor allem geredet wird. Was man allgemein vermißt, ist die Schönheit, das „Gemüt“, d.h. der feierliche, die Seele anziehende, ja beglückende Kult. Kurz: es fehlt die Begegnung mit dem Transzendenten, die Theophanie - ein Mangel, der in unserer technisierten Welt besonders bitter ist.

Die heute bei verschiedenen Theologen gängige Meinung, der Gottesdienst sei erst dann attraktiv, wenn in ihm Dinge angesprochen werden, die aktuell sind, geht an der Not der Zeit völlig vorbei. Zwar kommt es auf diese Weise zu einer zwischenmenschlichen Begegnung, doch bleibt meist alles im Horizontalen stecken. Gottesdienst sollte aber mehr sein als ein Erlebnis der Gemeinschaft, von der man Lebenshilfe erwartet, wenn auch dieses Postulat durchaus positiv zu bewerten ist.

Wie könnte man es aber besser machen?

Während es heute üblich ist, die Welt, den Alltag, in die Kirche hineinzutragen, wäre es notwendig, das Umgekehrte zu tun. Das Heilige, das der Mensch im Gottesdienst erfährt, sollte hinausgetragen werden in die Welt, ins tägliche Leben. Vom „Faszinosum“, vom göttlichen Glanz, der in der Liturgie aufstrahlt, sollte etwas hineinleuchten in den Alltag mit seinem Einerlei, seiner Leere und oft auch seiner Not und Verzweiflung.

Die Väter des 2. Vatikanischen Konzils haben die „Gottesdienst-Not“ des modernen Menschen deutlich gespürt und daher in der Liturgiekonstitution gefordert, daß der Gottesdienst wieder deutlicher eine „Offenbarung des Mysteriums Christi“ werde, daß er vor allem „auf das Unsichtbare hingeeordnet“ sein soll (n.2).

„Zeige mir deine Herrlichkeit!“

Wie kann diese Bitte des Moses erfüllt werden, wie kann sich eine wirkliche Begegnung mit Gott, also eine Theophanie, im Gottesdienst vollziehen? Wie kann „das Mysterium Christi“ offenbar werden, wie es die Konzilsväter ausdrücken?

Wir können Gott nicht sehen und doch können wir seine Gegenwart erfahren, das „Faszinosum“ des Göttlichen. Wir können die gnadenhaften Energien spüren, die bei der Feier der Mysterien von der Gottheit ausgehen. Es kommt nur darauf an, dies für den einzelnen auch erfahrbar zu machen.

Hier liegt der Sinn und die Aufgabe des Kultes mit seinen verschiedenen Riten - nicht Götter bezwingende magische Zeremonien, sondern sichtbare Zeichen eines unsichtbaren Geschehens, das real und doch zugleich übersinnlich ist.

Kult ist daher primär nicht das Tun des Priesters oder der versammelten Gemeinde, sondern das Hereinbrechen himmlischer Wirklichkeiten durch die sakramentalen Zeichen, die gesetzt werden. Auch hierfür gilt die Verheißung Jesu: „Von nun an werdet ihr den Himmel offen und die Engel Gottes über dem Menschensohn auf- und niedersteigen sehen“ (Joh 1,51).

Zeichen sind dazu da, die Sinne des Menschen anzusprechen. Zunächst natürlich die Augen und die Ohren, also die Sinne, welche die Kommunikation der Menschen untereinander erst ermöglichen. Aber auch die übrigen Sinne sollten nicht zu kurz kommen. So fehlt in den Riten der Ostkirchen beispielsweise nie der Duft des Weihrauchs, wie auch in langen Vigilgottesdiensten vom Priester eine Art Brot-Kuchen gesegnet und den Anwesenden ausgeteilt wird, damit auch diesbezüglich das Sinnenhafte zu seinem Recht kommt.

Es entspricht dem Wesen des Kultes, daß der Mensch durch die rituellen Zeichen in seiner Ganzheit, also als Geist-, Seele- und Leib-Wesen erfaßt und geheiligt wird. Es genügt daher nicht, wenn lapidar darauf hingewiesen wird: Christus ist nun in unserer Mitte. Der Gläubige muß diese Gegenwart des Herrn spüren; er muß sie „sinnlich“, d.h. mit all seinen Sinnen, wahrnehmen. Das Reden allein berührt nur den Verstand; es trifft ihn nicht in seinem Innersten. Die Kälte des rein Rationalen vermochte noch nie ein Herz aus der Erstarrung zu lösen.

Gottes Gegenwart können wir sicher auch in einem persönlichen Erlebnis spüren, etwa draußen in der Natur, in der Einsamkeit des Waldes oder auf dem Gipfel eines Berges, ebenso in einer stillen Stunde des Gebetes und der Meditation. Manche kommen so gelegentlich auch hier zu einem wirklichen Gotteserlebnis, wobei ihnen Dinge klar werden, die bis dahin für sie verborgen waren. Wir dürfen dankbar sein, wenn dies geschieht; doch es sind Ausnahmen. Grundsätzlich ist es der Kult, durch den es zu einer Gottesbegegnung kommt und zwar als ein Erlebnis innerhalb der feiernden Gemeinschaft.

In der Jakobus-Liturgie, dem alten Ritus der Kirche von Jerusalem, singt der Chor beim feierlichen Einzug des Priesters und der Diakone mit den Opfern von diesem Hereinbrechen der überirdischen Welt:

„Es schweige nun alles sterbliche Fleisch. Es stehe da in Furcht und Zittern. Denn es naht der König der Könige und der Herr der Herren, Christus unser Gott, um geschlachtet und den Gläubigen als Speise gegeben zu werden. Vor ihm her ziehen die Chöre der Engel mit aller Macht und Herrschaft, die vieläugigen Cherubim und die sechsflügeligen Seraphim. Sie verhüllen ihr Angesicht und singen mit lauter Stimme das Siegeslied: Alleluja, alleluja, alleluja.“

Es ist Christus, der zu Beginn der Feier der Eucharistie wirklich in unsere Mitte tritt, „um geopfert und den Gläubigen als Speise gegeben zu

werden“. Entscheidend ist das mystische Opfer des Herrn und seine Vereinigung mit uns durch den Empfang der Eucharistie. Diese Komponente fehlt jedoch bei einem Erlebnis der Nähe Gottes in der Natur oder im privaten Gebet.

Zwar sind für die leiblichen Augen nur die in liturgische Gewänder gehüllten Altardiener sichtbar, welche die Opfergaben tragen. Die Ohren hören nur den Gesang des Chores, der darauf hinweist, daß mit dem unsichtbar in unsere Mitte tretenden Herrn die Chöre der Engel miteinziehen und daß wir mit ihnen gemeinsam das Alleluja singen. Doch wir können gewiß sein, daß tatsächlich das geschieht, wovon der Chor singt: der Herr tritt in die Mitte der Gläubigen.

Obwohl die Opfergaben, die hereingetragen werden, noch nicht in den Leib und das Blut Christi verwandelt sind, wird dabei angekündigt, daß sich der „König der Könige und der Herr der Herren“ naht. Die Gläubigen verneigen sich tief oder werfen sich gar zu Boden, da es Christus ist, der in diesem Augenblick unsichtbar erscheint, um mit der Gemeinde den liturgischen Dienst als der ewige Hohepriester zu verrichten.

Er ist der eigentliche Liturge. Er ist es, der das mystische Opfer vollzieht, wie einst im Abendmahlsaal, als er seinen Jüngern in dem Brot, das er nach dem Dankgebet brach, seinen Leib zu essen gab und durch das Brechen des Brotes zugleich seinen gewaltsamen Tod anzeigte, und als er aus dem Kelch, von dem sie tranken, sein Blut in ihren Mund ergoß, so wie er es am darauffolgenden Tag am Stamme des Kreuzes vergießen sollte.

Christus ist nicht nur unter den Gestalten von Brot und Wein für uns gegenwärtig; er ist beim mystischen Opfer wie beim Letzten Abendmahl zugleich der Opferpriester und beim anschließenden Mahl der eigentliche Spender. Daran erinnert Johannes Chrysostomus seine Zuhörer:

„Christus ist da und bereitet das Mahl. Denn nicht durch irgend eines Menschen Macht wird das, was auf dem Altar liegt, der Leib und das Blut Christi, Der Priester, Wenn er dort steht und sein Flehen darbringt, ist nur Darsteller und Vertreter des Erlösers; die Gnade und Macht aber, die alles bewirkt, ist des Herrn.“

Wir können Gott nicht schauen. Doch er hat sich uns geoffenbart in Jesus Christus, dem Gottmenschen. Dieser ist „das Bild des Vaters“ (Kol 1,15), „der Abglanz seiner Herrlichkeit“ (Hebr 1,13). In ihm sehen wir Gott (vgl. Joh 14,9), wie auch in ihm „die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes erschienen ist“ (Tit 3,4). Die Tatsache, daß der Gottmensch in der Gemeinde der Feiernden gegenwärtig ist, wurde deshalb in der frühen Kirche und wird noch heute in den orthodoxen Gotteshäusern, den Gläubigen durch das im Rund der Apsis oder in der Zentralkuppel angebrachte Bild Christi (Majestas Domini) verdeutlicht.

Nicht der leidende Heiland am Kreuz wie seit dem abendländischen Mittelalter, sondern der Sieger über den Tod, der verklärte, in der Herrlichkeit des Vaters thronende „Kyrios“, umgeben von den Engeln und Heiligen, beherrscht, für alle sichtbar, den Raum, als eine stete Erinnerung für die anwesenden Gläubigen, daß „der Herr der Herrlichkeit“ (Ps 23,7) in ihrer Mitte weilt. Denn er hat ja versprochen: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20).

Und somit wird zur Gewißheit: Er ist da; er ist gegenwärtig im Bild. Wir schauen ihn in seiner Herrlichkeit, soweit unsere irdischen Augen dies vermögen.

Gleichzeitig weist das Bild der „Majestas Domini“ in die Zukunft, an das Ende der Tage, wenn der Menschensohn „mit seinen Engeln“ erscheinen wird (vgl. Mt 16,27); wenn er kommen wird die Welt zu richten und die Seinen zu sammeln, um sie hineinzuleiten „in das Reich, das ihnen bereitet ist seit Anbeginn der Welt“ (Mt 25,34).

Zu ihm als dem „Pantokrator“, der „in der Herrlichkeit des Vaters“ thront (vgl. Phil 2,11), beten die zum eucharistischen Opfer versammelten Gläubigen; sie spüren seine Gegenwart, sehen sein Bild in der Apsis und erwarten seine machtvolle Wiederkehr, gemäß dem Wort, das die beiden Engel auf dem Ölberg den nach oben schauenden Jüngern nach der Aufnahme Jesu in den Himmel zugerufen haben: „Er wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn habt zum Himmel auffahren sehen“ (Apg 1,11).

„Es schweige nun alles sterbliche Fleisch“.

Verbunden mit dem Faszinosum der Gegenwart Gottes ist das „Tremendum“, das uns zittern macht. Kaum ein anderer Text kann uns die Schwingungen der Ehrfurcht spürbarer vermitteln wie das Einzugslied der Jakobus-Liturgie, wo es heißt: „Es schweige alles sterbliche Fleisch; es stehe da in Furcht und Zittern, denn es naht der König der Könige ... Die Chöre der Engel... verhüllen ihr Angesicht.“

Herausgerissen aus dem profanen Leben empfindet der Mensch bei der Gottesbegegnung, der Berührung mit dem Heiligen, seine ganze Armseligkeit. Er erkennt, daß er unwürdig ist, Gott in den Mysterien nahezukommen. Mit Entsetzen nimmt er wahr, wie nötig er das Erbarmen Gottes hat.

Diese Grundhaltung gegenüber dem Heiligen liegt auch dem Ruf des Priesters vor dem Empfang der Eucharistie in den alten Liturgien zugrunde: „Das Heilige den Heiligen!“

Das „Heilige“: damit sind die konsekrierten Gaben gemeint; die „Heiligen“: das sind die durch die Taufe geheiligten und zur Heiligkeit berufenen Gläubigen (vgl. Röm 1,7), eine Bezeichnung, die in der Urkirche alle Getauften trugen. Zu verstehen ist dies etwa so, daß sich dem heiligen Gott nur nahen darf, wer selbst heilig, d.h. durch die Taufe geheiligt ist und nicht in der Sünde verharret. In der Didache, einer urchristlichen Kirchenordnung, lautet daher der entsprechende Ruf des Priesters: „Wer heilig ist, der trete hinzu! Wer es nicht ist, der tue Buße!“

Eine weitere Variante frühchristlichen Liturgieverständnisses zeigt uns ein Gesang, „Sonum“ genannt, im altgallikanischen Ritus, der abendländischen Form der Meßfeier, wie sie bis in die Zeit Karls des Großen begangen wurde. Dieser Ritus betont vor allem den eschatologischen Aspekt des Gottesdienstes. So singt im „Sonum“ der Chor beim Einzug der Diakone mit den Opfertagen zu Beginn der Eucharistiefeier, wenn die Vorhänge vor dem Altarraum zurückgezogen und damit die Malereien in der Apsis mit dem thronenden „König der Herrlichkeit“ sichtbar werden:

„Siehe, geöffnet ist (nun) der Tempel mit dem Zelt des Zeugnisses (vgl. Apk 11,19) und das neue Jerusalem steigt herab vom Himmel (vgl. Apk 21,2). In ihm ist der Thron Gottes und des Lammes. Und seine Diener bringen ihm Gaben dar und sprechen: Heilig, heilig, heilig, Gott, Allherrscher, der war, der ist und der sein wird (Apk 4,8).

Und siehe, es sitzt in der Mitte auf dem Thron seiner Herrlichkeit das Lamm und eine Stimme ruft vor ihm: Gesiegt hat der Löwe aus dem Stamme Juda, die Wurzel Davids (Apk 5,5). Und die Vier Wesen sprechen ohne Ruhe vor dem Thron: Heilig, heilig, heilig, Herr, Gott, Allherrscher, der war, der ist und der sein wird.“

„Siehe, geöffnet ist nun der Tempel.“

Was hat es zu bedeuten, wenn die Vorhänge, die während der Lesungen und der Predigt den Altarraum vor den Blicken der Gläubigen verbergen, zu Beginn des eucharistischen Opfers geöffnet werden?

In sinnfälliger Weise wird durch das Auftun des Allerheiligsten angezeigt, daß nun etwas seinen Anfang nimmt, beziehungsweise in unser Dasein hereinstrahlt, was hinter dem Vorhang der diesseitigen Welt liegt. Das Geschehen auf dem irdischen Altar verbindet sich in diesem Augenblick mit der himmlischen Wirklichkeit - mit der himmlischen Liturgie. So wird in unserem Einzugslied bezeichnenderweise der Gesang des Dreimalheilig sowohl denen in den Mund gelegt, welche die Gaben zum Altar tragen, als auch den Vier Wesen im Himmel; den Repräsentanten der Schöpfung vor dem Throne Gottes.

Theodor von Mopsuestia spricht in diesem Zusammenhang von einem „Abbild himmlischer Dinge“: (Das Opfer, das wir darbringen) ist eine Art Abbild der himmlischen Dinge ... Jedesmal wenn wir den Dienst dieses schauererregenden Opfers vollziehen ... müssen wir uns vergegenwärtigen, daß wir gleichsam im Himmel sind. Es ist der Glaube, der uns (dabei) die geistige Schau der himmlischen Wirklichkeiten entwirft.“

Ähnlich meint Gregor von Nazianz in einer Osterpredigt: „Opfern wir Gott das Opfer des Lobes auf dem himmlischen Opfertisch und zusammen mit den himmlischen Sängerscharen. Dringen wir durch den ersten Vorhang, gehen wir an den zweiten heran und schauen wir ins Allerheiligste.“

Gregor erinnert damit an die beiden Vorhänge im Tempel zu Jerusalem. Ein Vorhang verschloß hier das Heiligtum mit dem Rauchopferaltar, dem Schaubrotentisch und dem Leuchter, der zweite das Allerheiligste mit der Bundeslade und den Cherubim vor dem Volk, das diese Bereiche nicht betreten durfte. Der Zugang ins Heiligtum war allein den Priestern vorbehalten, das Allerheiligste gar durfte nur der Hohepriester betreten, und auch er nur einmal im Jahr (vgl. Hebr 9,7).

In allen alten Riten und noch heute in den Liturgien des Ostens ist der Altarraum nicht allezeit für die Gläubigen sichtbar. Außerhalb der eucharistischen Feier und an bestimmten Stellen des Gottesdienstes sind die Vorhänge zugezogen. Speziell der byzantinische Ritus kennt außerdem als Trennwand die Ikonostase (Bilderwand), die sich aus den frühchristlichen Chorschranken entwickelt hat.

Mit dem Gebrauch der Vorhänge ist neben der oben dargelegten Symbolik aber auch der Ausdruck ehrfurchtsvoller Scheu verbunden, die der gläubige Mensch gegenüber dem Heiligen als dem „Tremendum“ wahrnimmt. In gesundem Empfinden will er das Heilige vor dem Profanen geschützt und deshalb verhüllt wissen. Daran erinnert Ambrosius: „Abscondita teneamus mysteria (Laßt uns die Mysterien verhüllt in den Händen tragen!)“.

„Siehe, geöffnet ist nun der Tempel.“

Beim Tod Jesu riß, wie die Evangelisten berichten (Mt 27,59; Mk 15,38; Lk 23,45), der Vorhang des Tempels in zwei Teile auseinander. Seit jeher deutet man dies als Zeichen dafür, daß der Alte Bund vergangen ist und der Zugang zum Heiligtum nun für die Gläubigen offensteht, wodurch sich diese nicht mehr, wie einst die Juden, mit einem Platz draußen vor dem Heiligtum, im Tempelvorhof begnügen müssen. Der Sühnetod Jesu gewährt dem gläubigen Volk nunmehr vollen Zugang zum Allerheiligsten des Himmels, wohin Christus durch sein Blut vorangegangen ist (vgl. Hebr 9,11 f.).

Daher sieht der Seher auf Patmos, wie „der Tempel Gottes im Himmel sich auftut und die Bundeslade in seinem Tempel sichtbar wird“ (Apk 11,19). Er sieht auch das himmlische Jerusalem herniedersteigen, „herrlich wie eine Braut, die sich für ihren Bräutigam geschmückt hat“ (21,2).

Der Gedanke einer „kosmischen Liturgie“ (Hans Urs von Balthasar), die Himmel und Erde umfaßt, durchzieht die ganze Apokalypse des heiligen Johannes. Johannes sieht Christus im Himmel, als das „Lamm wie geschlachtet“ vor dem Throne Gottes; er sieht, wie die Vier Wesen und die vierundzwanzig Ältesten niederfallen vor dem Lamm und er hört sie singen: „... Du bist getötet worden und hast uns erkaufte mit deinem Blute aus allen Stämmen und Sprachen, Völkern und Nationen, und hast uns vor unserm Gott zu einem Königtum und zu Priestern gemacht“ (5,6-10).

Die Schilderung des Kampfes der bösen Mächte in der Welt gegen Christus und seine Getreuen und das endzeitliche Strafgericht Gottes wird immer wieder unterbrochen durch die Darstellung der himmlischen Liturgie. Dem Lobpreis der Scharen ungezählter Engel schließt sich an „alle Kreatur im Himmel, auf Erden und unter der Erde und im Meer“. Die ganze Schöpfung hört Johannes singen: „Dem der auf dem Throne sitzt und dem Lamm sei Lob und Preis, Ehre und Macht in alle Ewigkeit“ (5,11-15).

So verschmelzen himmlische und irdische Liturgie und werden zu einem einzigen Gottesdienst. Aus der Tiefe dieses Bewußtseins schreibt Papst Gregor der Große: „Wer von den Gläubigen könnte daran zweifeln, daß bei jenem Mysterium Jesu Christi die Chöre der Engel zugegen sind, daß das Höchste mit dem Niedrigsten sich verbindet, daß Irdisches und Himmlisches sich vereint, Sichtbares und Unsichtbares eins werden.“

Die Idee einer Verbindung von Himmel und Erde im Kult, der Gedanke einer Ebenbildlichkeit oder Analogie von irdischer und himmlischer Liturgie ist nicht allein auf die Kirche beschränkt. Sie begegnet uns auch im Alten Bund. In ihm erhielt Moses von Gott den Auftrag, das heilige Zelt, die Bundeslade und die kultischen Geräte genau nach den Urbildern anzufertigen, wie sie ihm auf dem Berg Sinai gezeigt worden waren (vgl. Ex 25,40; Hebr 8;5). Das bedeutet: Was sich im Auftrag Gottes im Kult vollzieht, ist in der jenseitigen Welt vorgebildet.

Wenn aber die irdische Liturgie ein Abbild der himmlischen ist, wenn Moses alle Kultgegenstände nach den himmlischen Urbildern anfertigen mußte und wenn, wie es in der Apokalypse (5,13) heißt, „alle Kreatur auf Erden“ in das Loblied der Engelchöre einstimmt, so können wir darin ein Stück heilsgeschichtlicher Kontinuität erkennen.

Als Nachfolger des jüdischen Kultes zeigt sich demnach auch im christlichen Gottesdienst ein Abbild himmlischer Wirklichkeit (vgl. Hebr 9,23). So haben der Priester, der einst täglich gegen Abend das Rauchopfer im Tempel zu Jerusalem darbrachte, und der

neutestamentliche Liturge, der das Gleiche beim Abendgottesdienst (Vesper) tut, ein gemeinsames himmlisches Urbild. Es ist jener Engel, von dem die Apokalypse spricht, der mit dem goldenen Rauchfaß vor dem goldenen Altar im Himmel steht. Das Rauchwerk, das er darbringt, steigt mit den Gebeten der Heiligen vor dem Throne Gottes empor (vgl. Apk 8,4).

Auch die unzähligen Lämmer, die im Tempel zu Jerusalem einst geschlachtet und geopfert wurden - jeweils eines am Morgen und eines am Abend - waren als solche ein Abbild himmlischer Realität. Sie sollten auf jenes Lamm hinweisen, von dem die Apokalypse spricht und dem die himmlischen Wesen Lobpreis und Dank entgegenbringen. Gemeint ist das „Lamm wie geschlachtet“ vor dem Throne Gottes (5,6).

Das Wort vom „Lamm“ begegnet uns schon einmal im Neuen Testament, nämlich als Johannes der Täufer auf Jesus deutend, im Hinblick auf dessen Kreuzestod, ausrief: „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt“ (Joh 1,29). Während sich der Ausspruch des Täufers wohl in erster Linie auf das blutige Geschehen auf dem Hügel von Golgotha bezieht, ist das Bild der Apokalypse vom „Lamm wie geschlachtet“ vor dem Throne Gottes in seiner Bedeutung erweitert. Es meint den ewigen Akt der Opferhingabe des Sohnes Gottes an den Vater.

Das einmal in der Zeit vollzogene Opfer Christi dauert demnach im Himmel an. Und hier auf Erden wird bei der Feier des mystischen Opfers der Kirche dieser vor Gott ewige Akt Christi ohne die historischen Begleitumstände immer wieder gegenwärtig. Das „Lamm“, der am Kreuz geopfert und durch die Auferstehung im Himmel verklärte Herr, liegt auf dem Altar, verborgen unter den Gaben von Brot und Wein. Unsere Augen sehen nur diese irdischen Dinge, unser Glaube aber erfährt die Wirklichkeit, die unsichtbar dahinter steht.

Die Dimensionen von Raum und Zeit existieren nicht mehr. Dies meint Johannes Chrysostomus, wenn er in seinem Buch über das Priestertum schreibt (III,4): „Wenn du siehst, wie der Herr geopfert daliegt und wie der Priester vor dem Opfer steht und betet, und wie alle mit jenem kostbaren Blute gerötet werden: glaubst du da noch unter Menschen zu sein und auf Erden zu weilen? Wirfst du nicht jeden fleischlichen Gedanken von dir und schaust die himmlischen Dinge mit lauterem Herzen und reinem Gemüt?“

Bei der Feier der heiligen Mysterien werden Zeit und Raum aufgehoben. Diesseits und Jenseits, Irdisches und Himmlisches verbinden sich. Die Schwelle, die uns von der anderen Welt trennt und die wir endgültig im Tod überschreiten, existiert an sich schon nicht mehr. Wir sehen zwar die himmlischen Wirklichkeiten jetzt nur „wie in einem Spiegel, rätselhaft, dereinst aber von Angesicht zu Angesicht“ (1 Kor 13,12).

Die Eindrücke, die der Mensch im Gottesdienst aufnimmt, das Heilige, dem er hier begegnet, verändern ihn. Man möchte sagen zwangsläufig. Wer bewußt die himmlischen Wirklichkeiten erlebt, wer mit den Engeln Liturgie gefeiert hat, wird dadurch allein schon ein anderer Mensch. Die Begegnung mit der jenseitigen Welt ist stärker als jeder moralische Imperativ. Es ist die Erfahrung des Heiligen, die den Menschen heilig macht, ihn zum Guten motiviert und vom Bösen abhält. Das Gesetz allein vermag dies nicht. Darum betet die syrische Kirche am Schluß der Liturgie:

„Verleihe uns, o Herr, daß die Ohren, die deinen Lobpreis gehört haben, verschlossen sein mögen für die Stimme des Streites und Unfriedens. Daß die Augen, die deine große Liebe gesehen haben, auch deine selige Hoffnung schauen mögen. Daß die Zungen, die dein Lob gesungen haben, hinfort die Wahrheit bezeugen mögen. Daß die Füße, die in deinen Vorhöfen gestanden haben, hinfort wandeln auf den Wegen des Lichts. Und daß die Leiber, die an deinem lebendigen Leibe Anteil gehabt haben, in einem neuen Leben wandeln. Dir sei Dank für deine unaussprechliche Gnade.“

Wer den dargelegten Gedankengängen gefolgt ist, dem wird bewußt geworden sein, daß diese theologische Sicht des gottesdienstlichen Geschehens, die in den Kirchen des Ostens heute noch wie einst weiterlebt, bei uns in der westlichen Hemisphäre fast ganz verloren gegangen ist. Hierin gründet die allgemeine „Gottesdienst-Not“ der Gegenwart, aber auch das vergebliche Bemühen um eine Liturgie, die bei den Menschen „ankommt“.

Allein das Wissen um die aufgezeigten mystischen Gegebenheiten ermöglicht es, die Liturgie so zu vollziehen, daß in ihr der Wunsch des Moses und der Wunsch des gläubigen Menschen an Gott erfüllt wird: „Zeige mir deine Herrlichkeit!“ So wird der Gottesdienst zu einer wirklichen Gottesbegegnung, einer Theophanie, und zu einem Abbild des Himmels, indem das himmlische Jerusalem zu uns herabsteigt und damit etwas von der Freude und Seligkeit, die uns dort einst erwartet. -

(Der Verfasser war Gründer des Liturgiewissenschaftlichen Institutes Regensburg und verstarb am 2. Juni 1989.)